



Hallo liebe Leser!

Na, habt Ihr das letzte Kapitel überlebt?
Ich kann leider nicht versprechen, dass es besser wird.
Aber schlimmer kann es ja nicht mehr werden... oder???

Viel Spaß beim Lesen!
Liebe Grüße,
Kahmini & anij

Vorboten

Es war eine Ernüchterung, dass die Flüssigkeit keinerlei Schmerz in seinem Hals verursachte. Das bronzefarbene, glänzende Leuchten im Glas war nur eine Illusion. Er fragte sich, ob er gerade reine Magie trank oder nur durch einen natürlichen Farbextrakt an der Nase herum geführt wurde. Sie bezeichneten es als „Motivation ohne Folgen“. Lächerlich. Naiv. Sinnlos. Niemand fällt auf so etwas herein, noch nicht einmal er, dabei war er einer der leichtgläubigsten Kater der ganzen Insel. Er schnaubte spöttisch und genehmigte sich einen weiteren Schluck der undefinierbaren Flüssigkeit, die dem bekannten alkoholischen Getränk der Katzen ähnlich sah, jedoch schmeckte wie abgestandener Apfelsirup. Er schüttelte sich bei diesem ekelhaften Geschmack und rümpfte die Schnauze. Jedem der so etwas zu sich nahm war nicht mehr zu helfen – eine Unzumutbarkeit – und dennoch bestellte er sich beim Wirt noch ein zweites Glas, denn es war immerhin besser als gar nichts.

Eine Salve von Erdnüssen traf den Kater am Hinterkopf. Er machte sich nicht die Mühe einen Blick hinter sich zu werfen, zu gut wusste er, wem er dieses unangenehme Intermezzo zu verdanken hatte. Nur wenige Tische von ihm entfernt hatten es sich ein paar Elfen gemütlich gemacht und ihn als unfreiwilligen Unterhalter ausgesucht. Ihr ausgelassenes Gelächter drang ihm in die Ohren. Er ärgerte sich ein wenig darüber, dass er sich ausgerechnet den Schanktisch, der etwas erhöht gebaut worden war, zum Verweilen ausgesucht hatte. Von hier aus konnte er zwar alles überblicken, aber auch ihn selbst konnte jeder gut ins Auge fassen. Es brachte ihm das Gefühl, ein wenig im Mittelpunkt zu stehen, doch gefiel ihm das diesmal gar nicht. Nervosität und ein unwohles Gefühl, als sei er ein wenig fehl am Platz, machten es ihm schwer sich zu entspannen um diese vormitternachtliche Zeit. Dabei mochte er es doch so gern, einfach nur dazusitzen, dem Wirt beim Ausschank zuzusehen und hin und wieder seine Krallen über den dunklen Holztresen, der so angenehm nach Ebenholz roch, gleiten zu lassen. Er mochte dieses Wirtshaus sehr. Es war eins von drei Wirtshäusern in der Stadt von Atlantis, nur wenige Meter vom Kristallpalast entfernt in einer Seitengasse, gut versteckt von dem Trubel auf dem Marktplatz. Obwohl es schon ein wenig älteres Gebäude war und das Holz der quietschenden Türen bereits morsch und kurz vor dem Zerfall, herrschte im Inneren ein gemütliches und einladendes Ambiente. Der Boden war mit dünnen Schafsfellen ausgelegt, die ebenholzfarbenen Stühle mit weichem Rindsleder gepolstert. An den Wänden, in deren Ecken sich keinerlei Schmutz und Spinnweben befanden, hingen Kerzenhalter, dessen Kerzen viel intensiver brannten als normalerweise üblich war und sogar die Farbe wechseln konnten, je nachdem in welcher allgemeinen Stimmung sich die Gäste befanden. Die Decke war mit Malereien verziert worden und zeigte eine Reihe von Fabelwesen, die sich durch unterschiedliche Farbbetonung ineinander verschlangen und in der Gesamtbetrachtung ein riesiges, eigenes Wesen bildeten. Er konnte stundenlang hinaufstarren und jede einzelne Pinselführung mit den Augen verfolgen. Jeden Zentimeter des Kunstwerkes kannte er auswendig, konnte sich an jedem Ort an dem er sich befand das Bild vor Augen rufen und bis ins kleinste Detail beschreiben, so oft hatte er es schon betrachtet. Und doch wurde es nie langweilig, behielt die Magie, die ihn daran so faszinierte. Der Wirt schob ihm einen weiteren Becher mit bronzefarbener, glänzender Flüssigkeit vor die Nase. Er bedankte sich höflich, auch wenn ihm ein wenig Übelkeit den Hals hinauf stieg bei dem Gedanken, auch nur noch einen Schluck davon zu nehmen. Als ihn wieder ein paar Erdnüsse am Kopf trafen, drehte der Kater seinen Kopf ein wenig zur Seite und linste in den Bereich hinter sich. Die Elfen waren in ein gehässiges Gelächter übergegangen und er wusste, dass es ihm galt. Sie schnitten Grimassen und stahlen sich eine weitere Schüssel Erdnüsse vom Nebentisch, an

dem sich zwei Menschen niedergelassen hatten, um ein wenig Karten zu spielen. Er richtete seinen Blick wieder nach vorn, die Pfoten umklammerten den Becher und widerwillig, aber in dem verzweifelten Versuch sich zu beruhigen, trank er ihn mit einem Zug leer. Er hörte, wie die Tür zum Wirtshaus sich öffnete, jemand den Raum betrat und sich ein paar Plätze neben ihm am Schanktisch niederließ. Obwohl der Kater den Fremden nicht kannte, verströmte dessen Anwesenheit etwas Vertrautes und Beruhigendes. Die Kerze an der Wand neben ihm fing wild zu flackern an und änderte ihre Farbe von einem beunruhigten, kühlen Blau zu einem warmen Honiggelb. Der Raum wurde wesentlich heller und dem Kater war es möglich, den Fremden ein wenig besser betrachten zu können. Der Mann hatte schwarzes, kurzes Haar, seine braunen Augen wanderten ziellos durch den Raum. Er sah ein wenig aus wie ein Elf, doch war er eindeutig ein Mensch und der Kater fragte sich, ob Parian wusste, dass er einen menschlichen Doppelgänger hatte.

Er zuckte zusammen, als die Elfen ihn erneut mit Erdnüssen bewarfen und dieses mal auch nicht davor zurück schreckten, die Schüssel ebenfalls als Wurfgeschoss zu benutzen. Fast hätte der schwere Gegenstand ihn getroffen, doch er hatte in letzter Sekunde ausweichen können. Die Schüssel kollidierte mit dem Schanktisch und zerbrach in drei Teile.

„Hey du ... hey Katerchen ... ja du da ...!“, sprach ihn einer der Elfen an. Er drehte sich nicht um, redete sich ein, man habe nicht ihn gemeint.

„Katerchen, jetzt rede doch mit uns!“, forderte ein anderer Elf ihn auf. Er hörte nicht auf ihn und warf dem Wirt einen hilfeschreitenden Blick zu, doch dieser zuckte nur mit den Schultern, als kümmere es ihn nicht und gehe ihn auch nichts an.

„Vielleicht müssen wir ihn mit ein wenig Katzenfutter anlocken!“, schlug ein dritter Elf glucksend vor Belustigung über seinen Einfall vor.

„Och Katerchen ... wir wollen doch nur mit dir reden. Jetzt komm schon und erzähl' uns warum wir deinetwegen so ein widerliches Gebräu hier trinken müssen“, versuchte ihn der Elf, der ihn als Erstes angesprochen hatte, zu überreden.

Er drehte sich auf seinem Stuhl um und rief den Elfen zu, sie sollen ihn in Ruhe lassen. Das war ein Fehler, wie er schnell bemerkte. Die Farbe der flammenden Kerzen veränderte sich sprunghaft von Honiggelb zu Feuerrot, während die Elfen mit vor Wut gekräuselter Stirn von ihren Plätzen aufsprangen und drohend auf ihn zu liefen.

„Pass bloß auf du kleines, dreckiges Vieh ...“, knurrte der Anführer der Elfengruppe, erhob die zur Faust geballte Hand und ließ sie Richtung Schnauze des Katers schnellen. Dieser hob die Pfoten schützend vor sein Gesicht und wartete auf den Schmerz, doch wider Erwarten trat dieser nicht ein. Vorsichtig lugte der Kater unter seiner Deckung hervor. Es erstaunte ihn sehr, was er sah. Der Fremde, der kurz zuvor noch neben ihm gesessen hatte, stand nun vor ihm und hielt den Elf, der ihn soeben noch schlagen wollte, am Armgelenk fest. Seine braunen Augen funkelten sein Gegenüber an.

„Was soll das? Lass mich los!“, protestierte der Elf wütend und versuchte sich mit eigener Kraft aus dem Griff zu befreien, doch der Fremde ließ nicht locker, verstärkte sogar noch den Griff.

„Ich an deiner Stelle würde so etwas nicht tun“, erwiderte der Fremde mit tiefer, ruhiger Stimme.

„Sonst was?“, fauchte der Elf.

„Sonst würde es dir vermutlich bald sehr leid tun. Lasst den armen Kater zufrieden und sucht euch jemanden zum Ärgern, der sich auch wehren kann, oder ihr werdet mich von einer ganz anderen Seite erleben – und noch meine 10 besten Freunde kennen lernen!“, antwortete der Fremde mit warnendem Unterton in der Stimme.

„Aber dieses Vieh hat es nicht anders verdient. Seinetwegen haben wir nichts anständiges mehr

zu trinken“, knurrten die anderen Elfen aus der Gruppe.

Der Fremde lachte spöttisch. „Ihr Elfen seid wirklich nicht so schlau, wie ich immer dachte. Es gibt schon einen Grund, warum man euch euren Lieblingstrank nicht mehr gibt. Wir befinden uns mitten im Krieg Soldat, da wäre es äußerst unvorteilhaft, wenn sich das ganze Heer vor der großen Schlacht sinnlos betrinkt. Niemand von uns weiß, wann der Krieg losgehen wird, aber es kann nicht mehr lang dauern. Also tut uns allen einen Gefallen und geht nach Hause, euch ein wenig ausruhen. Hier Ärger zu machen bringt überhaupt nichts, vor allen Dingen nicht, wenn in unseren eigenen Reihen Gewalt herrscht, wo doch eine allgemeine Akzeptanz vorherrschen sollte. Wir können jeden einzelnen Mann, Elf oder Kater gebrauchen.“

Der Fremde ließ den Elf los und drehte ihm den Rücken zu, um sich neben den Kater zu setzen. Zähneknirschend wandte sich auch der Elf um und bedeutete seinen Freunden mit einem Kopfnicken, dass sie gehen sollten. Die Farbe der Kerzenflammen wechselte erneut zu einem honiggelben Farbton.

„Wieso macht eine Gruppe Elfen dich dafür verantwortlich, ihr heiß geliebtes Getränk abgeschafft zu haben?“, fragte der Fremde den Kater.

„Wenn ich das wüsste ... na, ja, ich bin hier auf der Insel die Katze für alles, muss viele Botengänge erledigen. Ich wurde vor zwei Tagen dummerweise auserwählt, den Wirten der Stadt mitzuteilen, dass das Getränk der Katzen solange wie Krieg herrscht verboten ist und ein sich Widersetzen und weiterer Ausschank mit Strafe geahndet wird. Seitdem sind irgendwie alle nicht gut zu sprechen auf mich. Aber vielleicht liegt es auch wie immer an meiner zu pinken Nase und meinem zu strubbeligen, gelben Fell“, seufzte dieser. Der Fremde legte einen gespielt entrüsteten Gesichtsausdruck auf und strich dem Kater über den Rücken.

„Also wenn du mich fragst – ich finde dich schön flauschig!“

Der Kater musste laut lachen und schlug mit der Pfote auf den Tisch. „Also DAS hat noch nie jemand zu mir gesagt!“, erwiderte er.

„Na dann wird es aber langsam mal Zeit!“, stellte der Fremde fest und reichte dem Kater die Hand, „Ich bin übrigens Saif!“

Der Kater erwiderte den Hand zu Pfortenschlag und nickte anerkennend. „Hallo Saif, ich heiße Naveen. Freut mich dich kennen zu lernen und ich danke dir, dass du mich vor den Elfen verteidigt hast.“

„Kein Ursache, das habe ich doch gern gemacht. Wir müssen die nächste Zeit alle an einem Strang ziehen. Und ich helfe gern, wo ich kann. Heute war ich sogar noch in der Schmiede, wo die Rüstungen für den Krieg angefertigt werden, aber da brauchten sie mich nicht. Anscheinend haben sie mehr als genug Rüstungen schon fertig und wissen sogar nicht einmal mehr, wo hin damit. In der Waffenschmiede konnte man mir auch keine Aufgabe geben. Sieht ganz so aus, als sind wir für die bevorstehende Schlacht bestens vorbereitet“, seufzte Saif.

Naveen schob ihm einen Becher „Katzentrunkersatz“ hinüber, den Saif dankend annahm.

„Klingt ganz danach, als hättest du mächtig Langeweile“, stellte der Kater fest.

„Kann man sich auf Atlantis denn langweilen? Ich mein, gerade eben habe ich noch dein Leben gerettet, ich bin jetzt also dein Held“, witzelte Saif.

„Vielleicht hast du Recht. Auf dieser Insel ist immer etwas los. Aber ich fühle mich hier nicht mehr so wohl wie früher. Weißt du, nach dem großen Krieg zwischen Katzen und Elfen war dieses Wirtshaus hier ein Zufluchtsort für mich gewesen. Hier konnte ich mich vor den anderen Katzen, die mich immer so sehr geärgert hatten, verstecken. Zur damaligen Zeit war es nur Menschen erlaubt dieses Wirtshaus zu betreten, doch der Wirt machte für mich stets eine Ausnahme und so wurde es wie mein zweites Zuhause. Jetzt darf jeder hier hinein, egal ob

Mensch, Katze oder Elf. Du siehst ja, wozu das geführt hat. Jetzt bin ich noch nicht einmal hier sicher. Aber was beschwere ich mich eigentlich darüber. Dieser Krieg wird alle hier viel kosten. Ich möchte gar nicht wissen, wer ihn nicht überleben wird.“ Naveen starrte traurig nach oben an die Decke, als wäre es das letzte Mal, dass er sein Lieblingsgemälde würde betrachten können. „Wirst du auch kämpfen?“, fragte Saif nach einer Weile nach. Naveen nahm den Blick von der Decke und griff zu einer kleinen Tasche, die er sich um die Brust geschnürt hatte. Daraus zog er einen bescheidenen Dolch mit einfacher, hölzerner Scheide hervor. Der Kater schüttelte den Kopf. „Ich werde nicht kämpfen“, antwortete er, „aber wenn es darum geht, dass ich mein Leben oder das Leben eines Anderen verteidigen muss, dann hoffe ich, dass das mir helfen wird.“ Sie verfielen erneut in ein Schweigen, das einzige Geräusch im ganzen Raum verursachte der Wirt, der mit rhythmischen Klirren untermalte Becher auf dem Schanktisch stapelte. Naveen blickte auf, als die Kerzenflammen im Raum sich in ein tiefes, dunkles Schwarz verfärbten.

Nicht unweit vom Wirtshaus entfernt stand Nemo im Kristallpalast an einem Fenster und blickte hinaus auf das Gebirge, das die Stadt von Atlantis einrahmte. Der Turban wog schwer auf seinem Kopf, doch wollte er ihn nicht abnehmen und seinen kahlen Schädel entblößen. Er blickte neben sich auf die blau-silberne Schatulle, in die er die graue Strähne gelegt hatte, die ihm zuletzt ausgefallen war. Er trauerte seinem Haar nicht nach, doch zeigte es ihm, wie nah er seinem eigenen Ende war.

Sie war auch kurz vor ihrem Ende.

Seine Insel, die grau und trostlos in der Nacht vor ihm lag.

Sie würde, genauso wie er, nicht mehr lange existieren.

Was würde er dafür geben, sie noch einmal in dem Glanz und der Schönheit zu sehen, indem sie gestrahlt hatte, als er sie zum ersten Mal mit seinen eigenen Augen hatte erblicken können. Sie war so wunderschön gewesen, wie ein weit entfernter Traum, den er sich nie zu träumen gewagt hätte. So voller Geheimnisse, Magie und kostbarer Schätze. Doch nun war davon kaum noch etwas geliebt. Er fragte sich, ob er etwas hätte anders machen können. Ob er durch eine einzige, andere Entscheidung in der Vergangenheit diese Zukunft hätte verhindern können. Er wusste, dass er sich etwas vormachte. Niemand kann in die Zukunft sehen, niemand kann die Zeit zurück drehen und die Vergangenheit ändern, auch wenn derjenige es wollte. Vergangenheit bleibt Vergangenheit und Zukunft bleibt Zukunft. Nur die Gegenwart konnte man für sich oder gegen sich entscheiden. Alles andere blieb Tatsache oder Ungewissheit.

Das Geräusch von aufeinander schlagendem Metall drang an seine Ohren. Der Wind fuhr durch seine helle Kurta, umschmeichelte unter ihr die kalte, blasse Haut. Er sog die frische Nachtluft ein und ließ den Schal um seinem Hals vor dem Gesicht tanzen. Ein Glühwürmchen flog zu ihm hinüber und setzte sich auf seine Hand. Entzückt kniff Nemo die Augen zusammen, kümmerte sich nicht darum, dass die Haut dabei tiefe Falten zog.

„Hallo Glühwürmchen! Wie geht es dir?“, fragte Nemo und streichelte das Tier vorsichtig mit einem Finger.

„Hab keine Angst, es wird dir nichts passieren. Ich werde auf dich aufpassen. Das wird schon wieder.“ Seine sanfte Stimmlage schien das Tier zu beruhigen. Gemächlich krabbelte es seinen Handrücken entlang.

Eine Hand legte sich auf Nemos Schulter und er blickte auf. Sofort legte sich ein zärtliches

Lächeln auf sein Gesicht. Kleopatra betrachtete ihn mit einem besorgten Gesichtsausdruck. In ihren grünen, leuchtenden Augen stand die Frage nach seinem Wohlbefinden geschrieben, doch er ignorierte es. Ihre Schönheit zog ihn in ihren Bann. Ihr langes, schwarzes, seidenes Haar wehte leicht im Wind, Strähnen verfangen sich in ihren langen Wimpern. Sie trug ein weißes, beinahe durchsichtiges Nachthemd, das ihr bis zu den Knöcheln reichte und im Mondlicht glitzerte. Sein Blick wanderte zu ihren Lippen und er verspürte den Drang, seine darauf zu legen. Er fürchtete sich jedoch davor. Er war ein alter Mann, sterbenskrank, ohne Haare, tiefe Falten in der leichenblassen Haut, der ganze Körper nur noch Haut und Knochen. Sie hingegen war so schön wie eh und je, die atemberaubendste Frau, die er je zu Gesicht bekommen hatte. Kaum eine Falte zeichnete ihr Gesicht, sie war nahezu makellos gebräunt, ihre Augen zeugten von Jugend und Freiheit. Wieso sollte sie einen alten Mann, wie er es nun war, noch küssen wollen? Sie musste sich vor ihm ekeln. Er war ihr dankbar dafür, dass sie es nicht zeigte. Er wollte nicht auch noch dankbar dafür sein, dass sie sich überwinden musste, ihm nahe zu kommen. „Was hast du Nemo?“, fragte sie und ihre Stimme hinterließ ein wohliges Schauern tief in seinem Innern.

Er schüttelte den Kopf, umfasste ihr Gesicht mit den Händen und antwortete: „Nichts, es ist gar nichts! Ich bin nur hier um mir die Sterne anzusehen.“ Er drehte sich von ihr weg und blickte erneut hinaus auf die Stadt, die sich vor ihm in tausenden, flackernden Lichtern ergoss.

„Es ist fast Mitternacht und sehr kalt, ich möchte, dass du dir etwas Wärmeres anziehst“, forderte Kleopatra den Inder auf.

„Nein, es ist schön so. Die Frühlingsnächte habe ich am Liebsten.“

„Aber es ist kein Frühling mehr Nemo. Die Insel hat sich verändert. Erst vor kurzem hat es geschneit und heute ist es so kalt wie an einem Herbsttag.“

Nemo brachte ein heiseres Lachen hervor, das eher wie ein Husten klang.

„Ja du hast Recht. Der immer währende Frühling ist vorbei, die Insel verliert ihre Kraft und wir führen Krieg. Es hat sich vieles verändert, aber wir werden wohl damit leben müssen. Das Wichtigste ist, dass wir darauf vorbereitet sind. Ich wünschte nur, es wäre mir auch möglich dort unten stehen und die Insel und ihr Volk verteidigen zu können. Aber dafür bin ich leider zu schwach.“

„Sie werden es schaffen Nemo. Sie alle. Mit Bhoot, Arif Said und Parian an der Spitze werden sie ... werden *wir* diesen Krieg gewinnen.“

Nemo blickte betrübt zu Kleopatra hinüber. Er mochte ihren Optimismus, doch daran zu glauben schaffte er einfach nicht.

„Ich mache mir Sorgen Kleo“, begann er.

„Worüber?“, fragte die Ägypterin, schlang ihre Hände um seine Brust und schmiegte sich an seinen Rücken.

„Parian. Ich halte es für keine gute Idee, dass er einer der Heerführer ist.“

„Ihm wird schon nichts passieren.“, versuchte Kleopatra ihn zu beruhigen.

„Dafür haben wir keinerlei Garantie. Wenn Parian auf dem Schlachtfeld stirbt, dann ist alles verloren. Er ist der Einzige, der die Insel retten kann. Außerdem habe ich Mir versprochen, immer gut auf ihn aufzupassen. Und was tue ich jetzt? Ich lasse ihn in den Krieg ziehen, in den Tod rennen. Das wird noch mein Verderben bedeuten. Wenn ihm was zustößt, dann könnte ich mir das nie verzeihen. Er ist dieser Aufgabe vielleicht nicht genug gewachsen. Er ist noch jung und unerfahren. Er ist zu wichtig ... er ist viel zu wichtig. Ich darf ihn das nicht tun lassen.“

Nemo riss sich aus Kleopatras Umarmung und wollte auf direktem Weg zu dem Halbelfen eilen, doch ehe er auch nur einen Schritt machen konnte, durchzog ein stechender Schmerz seine Brust

und er sackte zusammen. Kleopatra griff nach ihm und half ihm behutsam auf einen Stuhl.

„Geht ... schon ...“, hustete der Inder.

„Hör mir zu Nemo“, beharrte die Ägypterin, „Parian wurde zum Anführer gewählt. Das Heer vertraut ihm. Er ist ein exzellenter Schwertkämpfer und Lehrer, gibt den Leuten Motivation, Mut und Kraft. Außerdem glaube ich, dass er das Heer strategisch gut durch die Schlacht bringen wird. Er, Bhoot und Arif Said bilden ein perfektes Team miteinander. Sie können auf Parian nicht verzichten. Ich befürchte, dass wir, wenn du ihn jetzt aus dem Krieg nimmst, keine Chance haben werden, diesen zu gewinnen, aber das müssen wir – für die Insel, für das Volk, für uns und besonders für dich Nemo. Mach dir keine Sorgen um Parian, er schafft das. Er ist stärker als du denkst. Sorge dich lieber um Shah Rukh, Saif und Karan.“

Nemo nickte. Unter ächzendem Stöhnen schob er Kleopatra ein wenig von sich und hievte sich, am Fenstersims mit beiden Händen festhaltend, wieder auf die Beine.

„Den dreien wird nichts passieren. Ich habe es ihnen verboten lassen, am Krieg teilzunehmen. Das Risiko ist zu hoch. Ihr Tod hier auf der Insel würde auch den Tod in ihrer Welt bedeuten, dass würde das ganze Weltengefüge durcheinander bringen. Wenn ich Shah Rukh am Ende seiner Zeit hier auf der Insel zurück an den Strand vor seinem Haus bringe, sind vielleicht zwei Sekunden vergangen und niemand bekommt etwas mit, aber wenn er sterben sollte, dann würde er einfach spurlos aus seiner Welt verschwinden, als hätte er sich in Luft aufgelöst. Dasselbe würde Saif und Karan ebenfalls widerfahren. Niemand möchte das. Ich habe gehört, dass Parian auf die drei eingeredet hat, dass sie sich unter keinen Umständen in Gefahr begeben sollen. Bhoot und Said sind der gleichen Meinung. Ich glaube, Esme hat ihnen aufgetragen auf die Kätzchen aufzupassen, während sie im Krieg als Heilerin Unterstützung liefert. Ich hoffe nur, dass ihr auch nichts zustößt, genauso wenig wie Bhoot. Die Kätzchen sollten ihre Eltern behalten und nicht in so jungen Jahren schon verlieren.“

Kleopatra rückte sanft Nemos Turban zurecht, der sich aufzuwickeln drohte. Ein zarter Geruch von Oleander umgab sie, den Nemo so liebte. Er packte sanft ihre Handgelenke und zog sie näher zu sich heran. In ihren Augen verlor er sich, an ihrer warmen Haut konnte er sich ewig schmiegen. Ihr Gesicht kam dem Seinen immer näher und er ließ es zu, dass sie ihn küsste. Ihre weichen Lippen ließen Wellen der unterschiedlichsten Gefühle über ihn hereinbrechen. Sanft fing er an mit seinen Zähnen an ihnen zu knabbern, liebte sie mit seiner Zunge. Das Bild seiner Angebeteten, wie sie vor ihm im Bett lag, die Augen geschlossen und mit dem Tod kämpfend, bohrte sich gewaltsam in seine Erinnerung. Nemo stieß Kleopatra unsanft von sich. Seine Augen waren weit aufgerissen, sein Brustkorb hob und senkte sich schnell. Panik und Angst stiegen in ihm hoch, drohten ihn zu überwältigen. Er packte die Ägypterin bei den Schultern und starrte ihr in die Augen.

„Was hast du? Jetzt sag schon – was ist los?“, fragte Kleopatra und ignorierte den Schmerz, den Nemos Fingernägel in ihrer Haut verursachten.

„Die Tore der Stadt sowie des Kristallpalastes werden bewacht, aber das wird nicht ausreichen“, begann Nemo, „sie werden hier alles belagern und stürmen. Gefangene werden sie nehmen und Hinrichtungen durchführen. Sie werden versuchen, mich erpressen zu wollen und dich werden sie als Druckmittel verwenden. Das darf ich nicht zulassen! Kleo, ich möchte, dass du dich ganz tief in den Kristallpalast zurück ziehst. Geh in die Kellerräume und bleib dort, bis der Krieg vorbei ist!“

„Was? Nein ... das werde ich nicht tun!“, protestierte Kleopatra und stemmte sich gegen den Inder, als dieser versuchte sie aus dem Zimmer zu schieben.

„Bitte Kleo ... bitte ...“, flehte Nemo sie an, „bitte bring dich in Sicherheit. Ich möchte nicht,

dass dir etwas passiert. Ich hätte dich schon einmal beinahe verloren, ich will nie wieder in solch eine Situation zurück. Kleo ... ich will nur das Beste für dich! Bring dich in Sicherheit. Tu, was ich sage!“

Kleopatra presste ihre Handflächen an Nemos Wangen und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. „Ich werde hier bei dir bleiben Nemo“, erklärte sie mit ruhiger, eindringlicher Stimme, „Es ist meine Pflicht, hier zu sein und das Volk von Atlantis zu unterstützen. Wie hast du mir einst gesagt? *Der Kapitän verlässt als Letzter sein Schiff!* Ich bin eine Kämpferin, mir wird schon nichts passieren. Ich kann auf mich aufpassen. Ich werde auf *uns* aufpassen. Ein Krieg ist für mich nichts Neues. Und ich bin kein Feigling, ich werde mich nicht vor diesem Krieg verstecken. Da will ich lieber in Würde sterben. Ich werde dich niemals wieder verlassen Nemo, das verspreche ich dir. Du musst mir vertrauen!“

Nemo zog Kleopatra in seine Arme. Tränen rollten ihm die Wangen hinunter, doch er wusste, dass das, was ihn am meisten verletzbar machte, ihm am Ende auch die meiste Stärke verleihen würde. Er löste die Umarmung und wandte sich wieder dem Fenster und der Stadt zu. Das kleine Glühwürmchen krabbelte wieder auf seinen Handrücken. Er betrachtete es eine Weile, dann flüsterte er: „Die Kleinen sind die Lebewesen, für die es sich zu kämpfen lohnt. Flieg hoch hinaus kleines Glühwürmchen“

Das Tier breitete seine Flügel aus, das Leuchten in ihm verstärkte sich. Es hob ab und schwankte ein wenig im Wind, doch bevor es davon fliegen konnte, erlosch es und fiel reglos zu Boden.

Zur selben Zeit lag Neery in der Nähe des Katzendorfes auf einer Wiese und beobachtete die Sterne, besonders die Konstellation, von der sie stets die Zeit ablesen konnte und wusste, dass es kurz vor der Tagwende war. Sie genoss die kühle Nachtluft und das Rauschen des Windes durch das Blätterwerk entspannte sie. Ganz in der Nähe konnte sie das Zirpen von Grillen hören und im Unterholz war ein Tier auf der Jagd, die Elfe tippte auf einen Fuchs.

Neery versuchte vergeblich, die Bilder der letzten Tage aus ihrem Kopf zu verdrängen. Sie fühlte sich schuldig und verantwortlich für das, was Said zugestoßen war. Wenn sie besser aufgepasst hätte, dann hätten diese Elfen sie nicht als Geisel nehmen können und Said wäre nicht verschleppt worden, um ihr Leben nicht zu gefährden. Am meisten nagte an ihr, dass es ihr nicht möglich gewesen war, sich aus eigener Kraft zu befreien. Zum ersten mal seit Jahren hatte sie wieder spüren können, dass sie eben doch nur eine Frau war und nicht so stark sein konnte wie ein Mann. Die Weiblichkeit war ihre Schwäche. Alle Kraft die sie aufwand, konnte es nicht verstecken. Sie hatte sich so hilflos gefühlt als ihr bewusst geworden war, dass sie gegen die Elfen nicht die geringste Chance gehabt hatte.

Wie hatte sie es zulassen können, dass Said sich ihretwegen in so eine Gefahr gebracht hatte? Sie hätten ihn umbringen können. Oder schlimmer – sie hätten ihn so lange gequält, bis er den Verstand verloren hätte.

Neery schloss die Augen und verzog krampfhaft die Stirn.

Sie würde die Bilder von Said nie wieder vergessen können. Er hatte fürchterlich ausgesehen, als Parian mit ihm zurück ins Dorf teleportiert war. Seine Haut war schmutzig und blutverschmiert gewesen. Die nassen Haare hatten an seinem Gesicht geklebt. Sein ganzer Körper war von Schnittwunden gezeichnet, übersät von riesigen, dunkelblauen Blutergüssen. Sie war sich sicher, dass er zahlreiche Knochenbrüche gehabt hatte, die Arme hingen schlaff herab, hätte man sie ihm mit Gewalt aus den Schultergelenken heraus gerissen. Parian hatte ihn stützen müssen,

weil er kaum noch hatte laufen können. Das Atmen war ihm schwer gefallen.

Neery unterdrückte die Tränen, die in ihr aufstiegen.

Sie hatten ihn gefoltert. Ihm unendliche Qualen bereitet.

Sie fragte sich, wie man einem Menschen so etwas Abscheuliches antun konnte. Sie würde es sich nie verzeihen, dass das alles nur ihretwegen geschehen war.

Neery spürte, wie das Gras neben ihr sich senkte. Sie drehte den Kopf zur Seite und öffnete langsam die Augen. Sie war ein wenig überrascht, dass sie Karan erblickte, der sich zu ihr gelegt hatte. Sie betrachtete seine Augen, die im Licht der Sterne geheimnisvoll funkelten. Er schenkte ihr ein Lächeln und sie erwiderte es.

„Ich hoffe es macht dir nichts aus, wenn ich dir ein wenig Gesellschaft leiste“, sagte Karan.

„Wieso bist du hier?“, fragte Neery und spielte mit einem Grashalm, der sie im Gesicht kitzelte.

„Ich dachte, du könntest einen guten Freund gebrauchen, nach alledem, was geschehen ist.“

„Und ich nehme mal an du opferst dich freiwillig!“, witzelte die Elfe.

Karan lachte leise. Er strich sich durch sein dunkles Haar.

„Weißt du Neery, du brauchst dir nicht die Schuld für das geben, was mit ihm passiert ist“, begann er.

„Wovon redest du?“

„Du weißt genau wovon ich rede. Dein Vater ist Said sehr dankbar für das, was er für dich getan hat. Man riskiert sein Leben nicht einfach so für jemanden, dazu gehört viel Mut. Es war Saids freiwillige Entscheidung sein Leben für deines zu riskieren. Niemand, nicht einmal er, konnte ahnen, dass sie ihn verschleppen würden. Aber das tut auch nichts zur Sache. Said meinte vorhin noch zu mir, dass es eine Selbstverständlichkeit für ihn war, dich zu beschützen, koste es was es wolle. Das Leben eines einfachen, unbedeutenden Mannes gegen das Leben einer hübschen Frau - ein fairer Tausch“, fuhr Karan fort.

Neery erhob sich ruckartig.

„Aber genau das ist doch das Problem. Ich bin eine Frau. Frauen sind schwach und verletzlich. Wenn ich ein Mann gewesen wäre, dann hätte ich mich selbst befreien können und Said nicht mein Leben retten müssen. Dann wäre das alles nicht passiert“, protestierte sie.

„Wir sind was wir sind Neery. Und was ist so schlimm daran, eine Frau zu sein? Was ist so schlimm daran, schwach und verletzlich zu sein? Sind es nicht genau diese Eigenschaften die uns zeigen, dass wir lebendig sind? Das wir nicht allmächtig sind?“, erklärte Karan.

„Ich bin aber keine richtige Frau und ich bin kein richtiger Mann. Sie mich doch an. Ich laufe herum wie ein Krieger. Bis zu Mahis Attentat habe ich nie ein Kleid getragen. Jeder Mann sieht in mir nur den Kumpel. Doch obwohl ich mich so männlich gebe, bin ich doch zu schwach und verletzlich, um ein richtiger Mann zu sein. Ich stehe genau dazwischen.“

Karan seufzte. Er machte eine Pause und legte sich seine nächsten Worte sorgfältig zurecht.

„Genau aus diesen Gründen bist du etwas Besonderes Neery. Weißt du, ich bin auch nicht sehr männlich. Ich liebe Mode, schreibe und produziere Liebesfilme. Ich habe keine Angst davor zu Weinen. Ich gebe mich sehr feminin und viele meinen deshalb, dass ich homosexuell sei. Aber das stimmt nicht. Ich finde Frauen genauso attraktiv, wie jeder andere Mann auch. Nur ist es schwer, die Richtige zu finden, denn ich bin kein Traummann. Welche Frau möchte schon einen Mann, der einen größeren Kleiderschrank hat als sie selbst? Aber ich beklage mich nicht darüber, denn ich weiß, dass ich etwas Besonderes bin. Neery ... du bist eine wunderhübsche Frau, doch was dich noch viel mehr auszeichnet, ist die Stärke in dir. Die Stärke anders zu sein. Jeder sollte dies akzeptieren oder gehen, denn wer dich nicht so mag wie du bist, der verdient dich nicht.“

Neery war verblüfft von Karans Einfühlungsvermögen. Sie wollte etwas erwidern, doch fand

nicht die richtigen Worte für ihre Gedanken.

Karan ergriff ohne Aufforderung ihre Hand. Ein kribbelndes Gefühl machte sich in Neery breit, es war nicht intensiv, aber dennoch stark genug, damit sie es bemerkte.

„Hör mir zu!“, hörte sie Karan sagen, „Ich möchte, dass du aufhörst, dich schuldig zu fühlen wegen Said und ich möchte, dass du anfängst, dich selbst so zu mögen, wie du bist. Wenn du das tust, dann wird für dich vieles einfacher werden!“

Neery nickte und wich seinem Blick peinlich berührt aus. Er ließ ihre Hand wieder los und hob den Blick zu den Sternen.

„Worüber denkst du nach?“, fragte Neery nach einer Weile nach.

Karan schmunzelte. „Ich hatte gerade die Idee, aus meinen Erlebnissen hier auf der Insel einen Film zu machen.“

„Ein Film? Was ist das?“, hakte Neery weiter nach.

Karan dachte kurz über eine Erklärung nach, dann antwortete er: „Ein Film ist so ähnlich wie ein Theaterstück, nur dass das Publikum das Stück erst sieht, wenn es schon längst Vergangenheit ist!“

„Das versteh ich nicht!“

„Das ist vielleicht auch besser so Neery. Filme machen ist nämlich ganz schön anstrengend und kostet einen viel mehr Nerven, als mal eben ein Theaterstück zu inszenieren“, erklärte Karan.

Die Elfe beließ es dabei, schloss die Augen und lauschte nach den Geräuschen um sie herum.

Doch da war nichts.

Keine Grille zirpte.

Kein Tier kämpfte sich durchs Unterholz.

„Karan?“, flüsterte Neery.

„Ja? Was hast du?“

„Kannst du das hören?“

„Nein, ich höre nichts“, antwortete Karan.

Neery öffnete die Augen und musterte die Umgebung.

Es herrschte Stille.

Sogar der Wind hatte aufgehört durch die Blätter der Bäume zu tanzen.

Nur ein kleines Stück neben der Wiese, den Trampelpfad aufwärts, lag der Pavillon, in dem Parian nervös und rastlos schon seit Stunden von einer Seite zur anderen lief.

Neben ihm türmten sich mehrere Stapel Pergament, auf denen er sich Notizen gemacht und Kriegsstrategien gekritzelt hatte. Alle Möglichkeiten hatte er durchgekaut und doch fühlte er sich alles andere als vorbereitet. Parian schüttelte den Kopf. Auf einen Krieg konnte man sich niemals gut genug vorbereiten. Der Halbelf griff nach einem Blatt Pergament und studierte es eindringlich, dann warf er es in halb zerknitterten Zustand zurück auf den Stapel. In einer verzweifelten Geste fuhr er sich mit beiden Händen durchs Haar und versuchte sich zu beruhigen, doch es klappte nicht.

Das Schlimmste war das Warten.

Das Warten auf einen Krieg, der jederzeit losbrechen konnte, doch niemand wusste genau wann.

Es konnte morgen schon sein oder erst in zwei Tagen.

Wie sollte er jedoch ohne einen genauen Hinweis ein ganzes Heer strategisch plazieren, wenn er nicht wusste, wann die Schlacht losging? Sollte er sie alle auf gut Glück auf's Feld rufen und sie

so lang dort stehen lassen, bis der Gegner am Horizont erschien? Das war doch Irrsinn. Parian blieb in der Mitte des Pavillons stehen. Er schloss die Augen und konzentrierte sich auf Ravannas Stimme. Er musste ihre Gedanken ausforschen. Er musste von ihr erfahren, wann sie ihren Angriff startete und wie sie vorgehen würde. Doch er hörte nichts außer das Rauschen des eigenen Blutes.

„Verdammt!“, flüsterte er und begann, erneut im Pavillon auf und ab zu laufen.

Er musste sich etwas ausdenken, brauchte eine Idee. Sie verließen sich auf ihn. Wenn er versagte, würden sie alle versagen. Nicht nur das Schicksal von Atlantis lag in seinen Händen, sondern auch das Schicksal all derer, die mit ihm gemeinsam in den Kampf ziehen würden. Er durfte es nicht zulassen, dass seinen Freunden etwas geschieht. Seine Strategie musste so ausgefeilt sein, dass es ausgeschlossen war, dass einer von seinen Freunden auf dem Schlachtfeld sein Leben ließ.

Parian hockte sich erneut vor den Stapel Pergamentblätter. Wahllos zog er einzelne Notizen daraus hervor und überflog sie. Er hatte alle Möglichkeiten einberechnet. Selbst das Eintreten einer Naturkatastrophe hatte er einkalkuliert. Egal welche unvorhergesehenen Dinge geschehen würden, egal wie sehr er von seiner ursprünglichen Strategie abweichen müsste – er würde immer einen Notfallplan parat haben. Kontrolle – das war das Wichtigste. Würde auch nur einer von ihnen, egal ob Bhoot, Said oder er selbst die Kontrolle über die Situation verlieren, wären sie alle verloren. Sie bildeten das Team. Sie drei mussten so eng zusammen arbeiten und kämpfen wie es nur ging. Sie mussten eine Einheit bilden, gleich denken, gleich kämpfen, gleich fühlen und niemand durfte von ihnen aus der Reihe tanzen. Sie alle drei mussten sich einig darüber sein, was sie wollten und was das beste Vorgehen war. Sie mussten eine Front bilden, eine Wand, die der Gegner nicht durchbrechen konnte. Nur so hatten sie eine Chance gegen die Übermacht Ravannas und ihres Heeres.

Der Halbfelf zog ein zerissenes Pergament aus dem Stapel hervor, doch als er es sofort wieder weglegen wollte, fiel sein Blick darauf und er hielt inne.

„23 ...“, murmelte er.

Er drehte das Blatt in seinen Händen und sein Kopf arbeitete auf Hochtouren.

„Jeder hat 23 seiner besten Männer gewählt, die an vorderster Front kämpfen, die Barriere des Gegeners durchbrechen sollen...“, flüsterte er nachdenklich.

Parian ging die Listen der jeweiligen 23 Kämpfer durch. Bei den Katzen stieß er auf Billî und Nath, bei den Elfen auf Eowyn, C  e’Ell  n, Bael’anis und Neery, bei den Menschen auf Eb  ’ney. Sie alle waren unverzichtbar – nicht nur, weil sie seine Freunde waren, sondern auch unverzichtbar für den Kampf. Sie waren die stärksten und zuverlässigsten Kämpfer. Sie durften nicht vorzeitig ausfallen. Die Erkenntnis traf ihn mit einem Schlag. Sie alle sprachen immer nur von *einem* Krieg und *einer* Schlacht. Aber was wäre, wenn dieser Krieg aus *mehreren* Schlachten best  nde? Was wäre, wenn Ravanna erst einmal nur einen Teil ihres Heeres schicken würde, um zu testen, wie sich ihr Gegner anstellte, was seine Strategie ist, um ihn am Ende dort zu treffen, wo er am verletzbarsten war?

Parian geriet in Panik. Er sprang auf und durchw  hlte den Pavillon nach etwas zum Schreiben. Als er endlich etwas gefunden hatte, griff er wahllos ein Pergament und beschrieb die Rückseite mit neuen Notizen.

Am Ende war Parian sich sicher: sollte Ravanna als erstes nur einen Teil ihres Heeres senden, durfte er die 23 besten Kämpfer unter keinen Umständen sofort in den Kampf schicken. Auch die Bogenschützen sollten ihren Einsatz erst später erfüllen. Sie sollten eine Überraschung darstellen, eine Abwehr aus spitzen Pfeilen, und ihnen den Rücken decken.

Aber was war, wenn er sich irrte? Wenn Ravanna sich doch anders verhielt? Wenn es nur zu einer großen Schlacht kommen würde?

Parian war am Verzweifeln.

Es waren zu viele Fragen, zu viele Möglichkeiten und zu viele Ungewissheiten. Er konnte das nicht. Niemand konnte das. Er war kein Wahrsager, auch kein Magier, der die Dinge für sich beeinflussen konnte. Die Tatsache, dass Menschen, Katzen, Elfen sterben würden, egal auf welcher Seite sie standen, nagte an ihm. Am meisten jedoch spürte er die Angst tief in ihm drin, einen seiner Freunde zu verlieren. Es drohte ihm den Boden unter den Füßen wegzureißen.

„Wieso ich? Wieso ich? Wieso ich?“, murmelte er hoffnungslos vor sich hin. Er schaffte das alles nicht. Er war nicht der Richtige für diese Aufgabe. Er konnte weder diesen Krieg führen, noch Atlantis retten. Er war doch nur ein Halbelf und nicht Gott! Wieso hatte man ihn ausgewählt? Sah man den nicht mehr, was für ein Tollpatsch und Verlierer er war? Hatten sie alle vergessen, wie nutzlos er war? Er würde schwerwiegende Fehler machen und sie alle in den Tod stürzen. Selbst seine Geheimwaffe, deren Einsatz er bis ins Letzte Detail geplant hatte, würde ihm nicht helfen können und schon gar nicht zu einem Sieg verhelfen. Er war kein Held. Er würde nie einer sein und er wollte es auch nicht werden. Das war doch Wahnsinn.

Parian fiel auf die Knie. Sein Oberkörper sackte nach vorn, doch er fing sich auf und stütze sich mit den Händen ab. Sein Atem ging schwer, doch er versuchte sich zusammen zu reißen. Er musste stark sein. Er musste diesem Druck standhalten. Er durfte nicht versagen. Nicht er, nicht jetzt, nicht so. Der Halbelf raffte sich auf und griff nach seinem Schwert, umklammerte es mit den Händen so fest, dass die Fingerknöchel weiß hervor traten. Dann schwang er es über seinem Kopf und vor seiner Brust in gleichmäßigen Achtern, bis er anfang zu schwitzen und seine Muskeln schmerzten. Parian legte seine Waffe wieder beiseite. Er setzte sich auf seine Liege und starrte zum Pavillon hinaus in die Nacht.

Das Schlimmste war das Warten.

Die Ungewissheit machte einen nervös und unruhig.

Es war kurz vor Mitternacht, der Halbelf kniff die Augen zusammen, als er in der Dunkelheit einen violetten Schimmer bemerkte. Nur wenige Sekunden später flog ein kleiner, violetter Schmetterling, der einen glänzenden Schweif hinter sich her zog, in den Pavillon direkt auf Parian zu. Der Halbelf öffnete die Hand und ließ das Tier auf der offenen Fläche landen. Als der Schmetterling seine Haut berührte, überrollte ihn eine Welle aus Angst und Panik. Gänsehaut breitete sich auf seinem Körper aus und es lief ihm kalt den Rücken hinunter.

„Parian“, drang ein schwaches, hauchendes Flüstern an seine Ohren. Für den Halbelfen blieb für den Bruchteil einer Sekunde die Zeit stehen. Es kam ihm vor wie in Zeitlupe, als er aufsprang, sich sein Schwert griff und fluchtartig in die Nacht hinaus rannte.